



Eine Quartierlegende:

Edoardo Abbiasini.

Bild: zvg



Der Meister in seinem Werkstatt-Reich.

EDOARDO ABBIASINI

«Ich will einfach etwas sein»

Er ist der dottore, der Schuhdoktor in der Lorraine, führt seit langer Zeit die Pizzeria tricolore und blickt auf viele Jahre in der Schweiz zurück. Manchmal sehnt er sich nach Italien.

Als ich zehn Jahre alt war, schickten mich meine Eltern zum Schuhmacher im Dorf. Am Morgen Schule, am Nachmittag dem Schuhmacher zuschauen. Ab zwölfjährig arbeitete ich bei ihm und mit siebzehn nähte ich mein erstes Paar Militärschuhe ganz von Hand. Mit siebzehneinhalb kam ich in die Schweiz.

Pietravairano liegt in der Nähe von Napoli. In meiner Erinnerung ist das Dorf sehr familiär. Da war aber auch der Krieg. Wir haben uns in den Bergen versteckt. Ich war sieben Jahre alt und hatte keine Angst, sah aber alle weinen – und du weisst nicht, warum und was das bedeutet. Mein Vater war Müller, wir hatten immer genug zu essen. Vater war einsfüfundneunzig gross und hatte ein gutes Herz. Oft hat er mit seinen grossen Händen Mehl genommen und es einem, der nichts hatte, mitgegeben: «Deine Frau soll Macaroni daraus machen.» Als dann die Amerikaner kamen war der Krieg bald vorbei.

Jetzt bin ich dreiundsechzig Jahre hier in der Schweiz und langsam bekomme ich ein wenig Längizyti nach meinem Heimatdorf. Aber ich bin nicht sicher, ob ich dort leben möchte. Momentan geht mir diese Frage alle Tage durch den Kopf. Ich habe zwei Töchter und hatte einen Sohn, der mit neun Jahren in der Badi Worb ertrunken ist. Eine meine Töchter ist in Pietravairano verheiratet. Sie hat selber eine Tochter und einen Sohn. Mein Schwiegersohn ist Autosattler. Marilena ist hier geboren und zur Schule gegangen, sie ist Schweizerin, lebt aber seit fünfundzwanzig Jahren in Italien. Heute merke ich manchmal, dass sie ein wenig Längizyti nach hier hat. 2015 ist meine Frau gestorben.

Ich bin da, ich mache alles selber. Einundachtzig – was ist einundachtzig?

Ein Kollege kam damals aus der Schweiz nach Pietravairano in die Weihnachtsferien. Er erzählte vom Schweizer System, und dass der Lohn nicht schlecht sei. Ich dachte: «Ich gehe zwei Jahre dort hin Geld verdienen und dann mache ich im Dorf ein Schuehlädli auf.» (Lacht).

Damals hat man nur für die Landwirtschaft eine Arbeitsbewilligung erhalten. Der Chef meines Kollegen schickte auch mir einen Jahresvertrag und nach zwei Tagen und zwei Nächten auf hölzernen Zugbänken kam ich in Bern an.

Doch ich hörte bald auf beim Bauern. Das war nicht mein Beruf. Ich war schon eher ein «Herreli»,

«Einundachtzig – was ist einundachtzig?»

wenn ich das so sagen darf. Mit den Kunden diskutieren im Geschäft – das lag mir mehr. Die Arbeitsvermittlung Jost in der Länggasse schickte mich für vierzehn Tage in den «Löie» nach Worb. «Nachher kommst du zurück!» In Worb war ich Bursche für alles, Holzen, Abwasch. Nach zwei Wochen rief Jost an. Die Wirtin brüllte etwas ins Telefon und sagte dann zu mir: «Komm!» In ihrem Merz 190 fuhren wir nach Bern zur Fremdenpolizei. Ich schlotterte. Sie redete laut mit dem Polizisten und sagte schliesslich zu mir: «Gömer?» Ins Auto, afa schaffe. Ich weiss heute noch nicht, was da genau passiert ist. Jedenfalls blieb ich elf Jahre im «Löwen» in Worb.

Ich sprach damals kaum Italienisch, geschweige denn Deutsch. In meinem Dorf redeten wir Dialekt. Meine zwei Brüder und zwei Schwestern waren drei Jahre zur Schule gegangen, ich fünf. Später

wurden neun Jahre obligatorisch. Im «Löwen» habe ich meine Frau kennengelernt. Sie hat in der Küche gearbeitet. Mit zweiundzwanzig habe ich geheiratet und dann kamen unsere Kinder zur Welt. Franco, Marilena, Adriana.

Ich dachte, ich könne nicht bis zur Pensionierung im «Löwen» bleiben. Via Zeitungsinserat fand ich eine Stelle als Kellner für den Speisesaal im «Tell» in Ostermundigen. Dort blieb ich zwei Jahre. Dann wollte ich weiter. «Ich will etwas sein.» Ich kam zum Gfeller am Bärepplatz. Nach drei Tagen wollte ich aber weg von Kuchen, Gützi und Milchkaffee, ich wollte Karriere machen. Man bot mir eine Stelle in der neuen Pizzeria Börse an. Das war auch Tellerservice, aber mit Umsatzbeteiligung. Ich sagte mir: «Jetzt musst du dich halt umgwane.

Rote hie, Pizza dert!» Im Sommer half ich in der «Gützifabrik» aus. Nach etwa sechseinhalb Jahren sah ich – der Handwerker – in der Stadt den ersten Mister Minit mit seiner Maschine. Ich schaute eine Weile zu, sprach mit den Schuhmachern und dachte: «Das isch doch truurig, öppis eso.» Und ich fing wieder an nachzudenken. Der Lohn in der Pizzeria war schon super, aber ich wollte nicht bis fünfundsechzig so arbeiten.

Ich kaufte in Bümpliz so ein Maschineli, «Piccolo», installierte es in meinem Bastelraum in Worb und flickte gratis die Schuhe meiner Kollegen und Kolleginnen, um wieder Übung zu bekommen. Und dachte: «Gopfertecku, i wott nümme serviere!» Ich suchte ein Lokal in einem Berner Quartier, in dem es noch keinen Schuhmacher gab. Ich wollte niemanden konkurrieren. An der Lorrainestrasse 19 fand ich einen Laden, kaufte weitere alte Maschinen – eine Nähmaschine, eine Putzmaschine und eine Presse – und fing an. Ein Jahr später bestellte ich in Vicevano bei Venedig nigelnagelneue Maschinen. Ich hatte viel zu tun. Marilena lernte bei Bally Verkäuferin und wir eröffneten in Worb einen ziemlich grossen Laden, den wir, später mit einer Geschäftsleiterin, zirka zwanzig Jahre führten.

Ich habe auch den Kings Kebab gegründet. Zuvor war das ein Kiosk ohne Strom gewesen. Ein Türke hatte mir eine Kebab-Maschine angeboten und mich gefragt, ob ich nicht einen solchen Imbiss eröffnen wolle. «Kebab – was



ist das?», fragte ich, ging die Maschinen besichtigen und kaufte sie. Nach drei Jahren verkaufte ich das Geschäft, es war viel zu viel Büz. Die Kundschaft muss schliesslich gut bedient werden. Und ich wollte verkleinern, um länger zu leben.

«Ich habe auch den Kings Kebab gegründet.»

Vor sechzehn Jahren hatte ich eine Herzoperation. Sie haben mir fünf Bypässe eingesetzt.

Seither habe ich mit dem Herzen keine Probleme mehr. Ich sage immer: «Sie haben mir mein Herz herausgenommen und einen Dieselmotor eingesetzt.»

Gfeller eröffnete vor einundfünfzig Jahren die erste Pizzeria in Bern, ich vor fünfunddreissig Jahren den ersten Pizza-take-away, tricolore.

Ich bin in der Lorraine glücklich und zufrieden. Ich kann mit allen Leuten gut, mit den Alten und den Jungen. Die Lorraine ist eines der besten Quartiere weit und breit.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi



Erinnerungen

Sie möchten sich selber oder andern Erinnerungen schenken?

Sie oder die Beschenkten erzählen, die Briefkrähe hört zu und bringt das Erzählte zu Papier. So, wie sie es auch mit den Quartier-Chöpf im Nordquartieranzeiger tut.

www.briefkraehe.ch oder
Telefon 031 333 32 37